

**Zeitschrift:** Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

**Herausgeber:** [s.n.]

**Band:** 10 (1968)

**Artikel:** Aus den Lebenserinnerungen Pfr. Benedict Hartmanns [Fortsetzung]

**Autor:** Hartmann, Benedict

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-555670>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 19.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Aus den Lebenserinnerungen Pfr. Benedict Hartmanns

### III. Teil Mühen und Ehren

Nun komme ich auf meine eigentlichen Nebengeleise, die ich in der Churer Zeit allerdings recht reichlich befür. Das erste war allerdings noch nicht im engeren Sinn als Nebengeleise zu bezeichnen. 1927, 17. Februar, waren hundert Jahre vergangen seit Heinrich Pestalozzis Tod, und da ich ja nun acht Jahre Seminardirektor in Schiers gewesen war, mochte man mit Recht von mir erwarten, daß ich auch auf diesem Gebiet meine Visitenkarte an der Landesschule abgebe. Nicht in Konkurrenz zu meinem verehrten Freunde, Seminardirektor Paul Conrad, der damals noch wenige Jahre amtete und selbst an einer Arbeit über Pestalozzi schrieb, sondern im Einvernehmen mit ihm. Ich besprach die neueste Pestalozzi-Literatur am laufenden Band im «Freien Räter» und hielt auch in der Pastoralkonferenz Chur-Schanfigg einen vielleicht nur etwas zu einläßlichen Vortrag über das damals aufsehenerregende Buch Delekats, des späteren Berliner Professors, über den weltbekannten Pädagogen. Bald aber überzeugte ich mich, daß mein Freund Wernle 1927 mit seiner Schrift über Pestalozzi und die Religion weit besser ins Schwarze traf auf diesem speziellen Gebiet, wie später dann auch dessen geschätzter Schüler, der leider frühe verstorbene Pfarrer Huber. Wie dann auch die Churer Kantonsschule im Februar 1927 ihre Pestalozzifeier mit vollem Recht haben mußte, bestimmte das Rektorat mich als Festredner in der Aula, da unser Seminardirektor Conrad die allgemeine schweizerische Feier in Birr mitzumachen hatte. Ich sagte mit einigem Bangen zu, und es durfte mir gelingen zu allgemeinem Beifall. Nichts aber konnte mich tiefer freuen als Kollege Paul Conrad, der am Vorabend

noch zur Churer Feier hatte erscheinen können und nach unserem festlichen Anlaß in der dichtbesetzten Aula auf mich zutrat mit den Worten: «Ich habe in den letzten Tagen eine Reihe von Pestalozzi-Reden vernommen, der Ihrigen aber gebührt die Palme.» Die wirkliche Palme aber gebührt dieser noblen, von jeder Eifersüchtelei freien Gesinnung Conrads. Ich aber füge bei, daß meine Leistung etwa 15 Jahre später unbedingt um ein Beträchtliches übertroffen wurde durch die große Pestalozzi-Rede, die bei Anlaß der Jahresversammlung des Evangelischen Schulvereins der Schweiz Seminardirektor Konrad Zeller in Birr gehalten hat. Ihr war auch ein seltenes religiöses Verständnis des großen Pädagogen eigen. — Für mein Ansehen an der Kantonsschule aber war meine Festrede vom 17. Februar 1927 sehr wichtig, und man ertrug es mir auch, wenn ich stets wieder bei dieser und jener Gelegenheit für die «konfessionelle» Schule eintrat wie auch für eine gerechtere Herbeiziehung von Katholiken bei der Besetzung von Kantonsschullehrerstellen.

Unterdessen hatte ich nun allerdings ein wirkliches Nebengeleise zu befahren begonnen. Das war und ist bis zum heutigen Tage noch die *Landesgeschichte* und hier wieder, was ich als Pfarrer gerne betone, die *Kirchen- und Schulgeschichte*, also Gebiete, die mich nicht etwa einfach aus meinem Beruf hinwegführten. Und mehr oder minder ist das so geblieben. Die politische Geschichte fesselte mich nie mehr als subsidiär. Auch die Kulturgeschichte blieb mir stets fort im zweiten Glied. In der vordersten Reihe aber stand mir stets die Frage: Was haben unsere Väter geglaubt, und zwar als Christen in den besonderen ge-

schichtlichen Stadien? Der Prähistorie brachte ich, ganz im Unterschied des bischöflichen Christian Caminada, nur gedämpftes Interesse entgegen, ohne deshalb gerade die gescheiten Studien des Zuletztgenannten zu mißachten.

Nun war ich als Liebhaber der Landesgeschichte schon recht ordentlich eingeführt durch die fünf Jahre meines Stadtpfarramtes zu St. Martin in Chur und außerdem Besprechungen im «Rätier», die nie mehr ganz abbrachen. 1901 schon war ich, wie früher erwähnt, der Historisch-antiquarischen Gesellschaft als Mitglied beigetreten und hatte dann im Mai 1906 bei der Landsitzung dieser Gesellschaft in Thusis einen Vortrag gehalten, der ziemlich viel beachtet wurde, über «Die Geschichte des Splügenverkehrs im Mittelalter und die Entstehung des Fleckens Thusis». Damit hatte ich mir gleichsam die Weihen dieser Gesellschaft erworben, zu deren besonders treuen und verständnisvollen Mitgliedern übrigens schon seit Jahren mein Oheim, Schreinermeister Bened. Hartmann in Chur, zählte. Nach meinem Wegzug von Chur (1910) hatte ich mir dann allerdings der Kosten wegen den Besuch der Sitzungen nur ausnahmsweise gestatten können. Statt dessen begannen dann historische Beiträge von mir in dem mit 1914 neu beginnenden «Bündnerischen Monatsblatt» zu erscheinen. So 1917 «Hundert Jahre bündnerischer Armenpolitik», 1919 «Louise Sprecher von Bernegg», 1920 «Schreinermeister Benedikt Hartmann 1834–1920», 1924 «Ein Beitrag zur Biographie des Johann Gaudenz von Salis-Seewis», 1926 «Die Pfarrerfamilie Roseli und die Roselische Bibliothek». Ich war somit bei meiner Rückkehr nach Chur neuerdings nicht übel eingeführt, so daß es zwar für mich eine Überraschung, aber doch nicht so ganz sinnlos war, wie ich im gleichen Jahre 1926 an die Stelle des wegen Krankheit zurücktretenden Dr. Michel Valèr in den Vorstand der HAG gewählt wurde. Und ich quittierte die Wahl schon 1927 mit dem Vortrag von «Daniel Willy, ein Bündner Mystiker des 18. Jahrhunderts». Ich blieb dann Mitglied des Vorstandes bis zu meiner Pensionierung im Herbst 1938 und habe noch zweimal bis

zu diesem Zeitpunkt Vorträge in der Gesellschaft gehalten. Der erste, außerordentlich stark besuchte, galt dem 50. Gedenktag unseres Historikers und Dichters Johann Andreas von Sprecher, † 1882, des Dichters der vielgelesenen Bündner Romane «Donna Ottavia» und «Die Familie De Sass» sowie einer Reihe von Novellen, unter denen die bescheiden überschriebene «Am Scaletta» m. E. die beste Novelle aus der Bündner Heimatgeschichte ist, die bis dahin geschrieben wurde. Die Gedächtnisfeier verlief eindrucksvoll, nun selbstverständlich unter F. Pieths Vorsitz. Endlich habe ich dann 1936 nochmals einen Vortrag gehalten an der Thusner Landsitzung über C. von Planta (Fürstenau), den Bündner Großkaufmann und Historiker (weitgehend nach seinen eingehenden Aufzeichnungen).

Vielleicht aber eine meiner Hauptleistungen für die Gesellschaft, mein Amt des Referenten über die jeweiligen Referate im «Freien Rätier» und der damalige Wettlauf zwischen «Rätier» und «Neuer Bündner Zeitung», veranlaßte mich, meine Berichte jeweilen in der Nacht zu schreiben, die der Sitzung folgte. So saß ich dann, zwischen 10 und 11 Uhr heimgekehrt, jeweilen bis um 2 Uhr nachts an meinem Schreibtisch und übte mich darin, ohne stenographische Notizen das Wichtigste und dem einfacheren Leser Zugänglichste wiederzugeben und schon am anderen Vormittag der Redaktion zu übergeben. Aber ich weiß, daß es stärker wirkte als die meist viel zu detaillierten verspäteten Berichte. Vielleicht hätte ich meinem Kopf diese starke Anstrengung nicht Winter um Winter zugemutet, wenn ich nicht das nicht große, aber anständige Honorar nötig gehabt hätte für meine Familie und auch spürte, daß das rasche und prompte Arbeiten eine recht gute geistige Schulung bedeutete.

So komme ich für einen Augenblick auf meine Besoldungsverhältnisse. Chur war und ist heute noch eine teure Stadt. Man mußte sorgfältig rechnen mit der mir vom ersten Tag weg angebotenen Maximalbesoldung der Kantonsschullehrer von 8000 Franken. Da kam uns – ich glaube, es war in meinem dritten

Jahr – die Bündner politische Parteimeierei zu Hilfe. Ich weiß nicht mehr, welche der drei Parteien im Großen Rat eine Erhöhung der Maximalbesoldung auf 10 000 Franken beantragte und trotz den schon damals nicht glänzenden Kantonsfinanzen durchdrang, weil keine der Parteien sich vor dem Volke «lumpen» lassen wollte. Aber recht freuen konnten sich die älteren, nachdenklichen Kollegen nicht; sie dachten das, was der redliche und unbestechliche Unterengadiner Prof. Puorger anderntags beim gemeinsamen Hinansteigen auf der Planaterrastraße zu mir sagte: «So etwas vermag unser Kanton einfach nicht!» Und siehe, die Herrlichkeit dauerte nur 365 Tage. Im zweitfolgenden Jahr wurde das übermütige Maximum wieder auf 9000 Franken reduziert. Ich aber freute mich wenigstens über die kurze Atempause des Familienvaters und die sparsame Mama mit mir.

Ich kehre zurück zu meinen historischen Studien. Sie hatten schon in Schiers nebenher während den jeweilen kurzen Ferien einen Auftrieb bekommen. Ich brannte darnach, aus direkten Quellen ein Bild der geistigen Lage Graubündens besonders im 18. Jahrhundert zu erhalten, und der Anstoß kam zunächst von dem Standardwerk meines Freundes Paul Wernle in Basel: «Der schweizerische Protestantismus im XVIII. Jahrhundert». Es begann 1923 bei Mohr in Tübingen zu erscheinen, und zwar zunächst in Lieferungen. Schließlich wurde es ein dreibändiges Werk in Goßoktav von je 600 Seiten und darüber, und der edle Freund meiner Studienzeit, dessen Treue buchstäblich keine Grenzen kannte, ließ mir die so lange Reihe der Lieferungen gratis durch den Verlag zusenden. Nur die Kosten des Bindens mußte ich dann auf mich selbst nehmen. Es sei hier überhaupt gesagt, daß der Edle und Treue in seinem so überaus fruchtbaren Gelehrtenleben keinen Band und auch keine gelegentliche Broschüre publiziert hat, ohne mir ein Exemplar zugehen zu lassen. Er hatte mich immer überschätzt, sogar in meiner Lesefähigkeit, und schrieb mir gelegentlich in seiner stets so humorvollen Weise: «Nicht wahr? Ich schreibe so viele Bücher, daß Du mit dem Le-

sen kaum nachkommst.» Und so war es, zumal in meinen sieben bis acht Schierser Jahren, wo ich mir nicht selten tagelang die Zeit für eine nicht direkt für meinen Lehrauftrag fruchtbar zu machende Lektüre abstehlen mußte. Und doch haben diese drei Bände des schweizerischen Protestantismus im 18. Jahrhundert wie auch die zuletzt noch folgenden zwei über unseren Protestantismus zur Zeit der Helvetik einen ungeheuren, nicht nur zermalgenden, sondern befruchtenden Einfluß auf mich gehabt und meinen eigenen historischen Studien recht eigentlich den Weg gewiesen, und es bedeutete mir stets eine besondere Freude, wenn es mir – allerdings selten – gegeben war, ihm in bezug auf unsere Bündner Verhältnisse einen geringen Dienst zu erweisen. Wieder war er es, der an meinem geistigen Leben formte, und immer wieder bin ich sein Schüler gewesen.

Ich hatte bis dahin, wenn ich mich mit der Bündner Kirchengeschichte befaßte, mich fast ausschließlich dem Reformationszeitalter zugewandt. Man näherte sich ja dem allgemeinen 400-Jahr-Jubiläum der Reformation. Dazu kamen schon seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts meine enger werdenden Beziehungen zu Vetter Traugott Schieß, einen Historiker von Gottes Gnaden, wie wir in Graubünden nicht viele hatten. Wo er etwas in die Hände nahm, wurde exakt gearbeitet. Von 1890–1901 war er Lehrer der alten Sprachen an der Kantonsschule in Chur, vorzüglich für Latein, und es gab damals keinen im Kanton, der diese Sprache besser beherrschte als er (seine Zürcher Dissertation war auf Spuren Mommsens gegangen und hatte auf Grund in der Hauptsache von römischen Inscriptiones die Collegia funcratia im alten Rom behandelt). Er hätte das Zeug gehabt zu einem akademischen Dozenten für Latein. Als Kantonsschullehrer mag er für weniger Begabte nicht ganz der richtige Mann gewesen sein, wohl auch zu wenig Pauker. Begabtere aber sprachen nach seinem Wegzug von Chur noch lange mit Bewunderung von seiner geistigen Überlegenheit, die übrigens mit einer köstlichen Jovialität gepaart war. Er hatte auch

munter die Sprachen, des Vorderen Orients studiert: Hebräisch, Aramäisch, Syrisch, Arabisch, Koptisch, ein eigentliches Sprachgenie. Mich nahm er bei meinen öfteren Besuchen schon von Serneus und dann von Thusis her mit verwandtschaftlicher Freundlichkeit und sogar mit Respekt auf und überschätzte eigentlich stets meine wissenschaftliche Anlage, was mir ja in meinem Leben des öfteren passiert ist. Und dieser Mann warf sich nun mit stauenswerter Energie auf die Geschichte des Reformationszeitalters in Graubünden, übernahm von der Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft die Herausgabe von Bullingers Briefwechsel aus der Simmlerschen Sammlung mit den Graubündnern und war sehr bald der führende, heute noch nicht überholte Reformationshistoriker Graubündens und gleichzeitig beste Kenner des Humanismus in unserem Lande. Für mich war jeder Besuch bei ihm ein kirchenhistorischer Beutezug. Er machte mich bekannt mit Rosius a Portas *Historia Reformationis*, mit Kinds Reformation im Bistum Chur und Como usw. und zog mich längere Zeit ganz hinein in dieses Zeitalter. Ich war es dann, der auf einer Synode den Antrag stellte, wenn möglich eine neue Reformationsgeschichte Graubündens bearbeiten zu lassen und sich sehr darüber freute, wie einem begabten Schüler Wernles, Pfarrer Emil Camenisch, der Auftrag erteilt wurde, den er mit hervorragender Konsequenz und mit Geschick durchführte. Das Buch erschien dann 1920 bei Bischofberger in Chur und hat mit vollem Rechte dem Verfasser den Dr. theol. h. c. von Basel eingetragen. Ich selbst hätte nie daran denken dürfen, es zu verfassen; denn meine Gemeinden Chur, Malans-Jenins und zuletzt die Stellung an der Anstalt Schiers hätten mir nie die nötige Zeit gelassen. Aber meine Gedanken waren noch jahrelang unserem Reformationszeitalter zugewandt.

Das änderte sich nun mit Freund Wernles fast titanischer Arbeit am schweizerischen Protestantismus des XVIII. Jahrhunderts und der starken Neuorientierung nach dieser Seite unserer Kirchengeschichte sowie durch einige Funde auch aus diesem Zeitraum, die mir

während meiner siebeneinhalbjährigen Anstaltsjahre in den Schoß fielen, aber auch mit meiner stets enger werdenden Beziehung zu Oberst Th. von Sprecher und seiner Kusine, Fräulein Louise von Sprecher in Jenins, bei der ich als Jeninser Pfarrer viel aus- und einging.

Ich sprach von zwei Funden, die mich anregten. Den einen machte ich in Schiers, den anderen im ehemaligen Amsteinschen Hause an der heutigen Landstraße in Zizers. Ich berichte zunächst über den Schierser Fund, den ich fast über die Gasse weg erreichen konnte. Das war die sogenannte *Roselische Bibliothek* im Oberstock des Kapitelhofhauses, das in der Mitte des XIX. Jahrhunderts von Ammann Nauli Roffler an seine Schwiegersöhne Bundeslandammann Brosi-Roffler und Pfarrer Peter Flury-Roffler übergegangen war. Bundeslandammann Joh. Rud. Brosi, der bedeutende «freisinnige» Bündner Politiker, geb. 1801 in Klosters, gest. 1877 in Schiers, hatte den Kapitelhof um die Mitte des XIX. Jahrhunderts umbauen und etwas modernisieren lassen (übrigens durch meinen Großvater Niklaus Hartmann, Schreiner- und Baumeister) und ihn dann bewohnt, übrigens in getrennter Haushaltung zugleich mit seiner Schwägerin, der m. W. mittleren Tochter des Ammanns Nauli Roffler, die zeitlebens ledig blieb. Im obersten (dritten) Stock des Hauses war ein großer Raum, in dem er nun ein interessantes Erbstück seiner Mutter unterbrachte, die Roselische Bibliothek. Diese Mutter war die Tochter des langjährigen Klosterser Pfarrers Johannes Roseli des Jüngeren gewesen, und da sie von dieser Pfarrerfamilie die einzige Überlebende war, ging die sehr reichhaltige Pfarrerbibliothek von Johs. Roseli dem Älteren und dem Jüngeren und dazu noch von Pfarrer Sam. Roseli, dem Bruder des Älteren, an Maria Roffler über, die den Älteren (ältere Generation) Bundeslandammann Ambrosi (später Brosi geschrieben) geheiratet hatte. (Siehe das Pfarrerverzeichnis von J. R. Truog und meine Arbeit über die Pfarrerfamilie Roseli im «Bündner Monatsblatt» 1926.) Diese Bibliothek hatte, wie es scheint, Pfarrer Paul Flury wenig be-

achtet. Sein Bruder, Dr. Andreas Flury, aber hatte eine Ahnung von ihrer kirchengeschichtlichen Bedeutung und täuschte sich nicht. Schon 1897, wie ich einmal von Serneus aus in Schiers zu predigen hatte, hatte er mich – und nicht vergeblich – aufgefordert, einen Blick in diese Bücherei zu tun und dann nach meinem Dienstantritt in Schiers (Herbst 1918) mich neuerdings darauf aufmerksam gemacht. Ich brannte mehr und mehr darnach, sie genauer kennen zu lernen, wagte es aber erst, als ich meine Baupflichten in der Anstalt erfüllt hatte (die jeweilen meine Sommerferien fast gänzlich ausfüllten). Für das Studium dieser Bibliothek konnte aber des großen, unheizbaren Raumes wegen nur der Sommer in Betracht kommen. In den Sommerferien 1924 hatte ich endlich Kopf und Hände frei und widmete sie fast ganz dieser mir stets wichtiger werdenden Sache. Was ich entdeckte, war nun allerdings nicht die Bibliothek selbst, sondern ihre außergewöhnliche Bedeutung für die Kenntnis des Pietismus in Graubünden im XVIII. Jahrhundert, dies um so mehr, da sich bald auch Manuskripte wertvollen Inhaltes in und neben ihr zeigten.

Selbstverständlich machte ich dem damals an seinem Standardwerk schreibenden Freund Wernle auch Mitteilung von diesen Funden zur Geschichte des Bündner Pietismus. Wir waren und blieben bis zu seinem Tode 1939 stets in ziemlich regelmäßiger Korrespondenz und wurden so unversehens auch in der neueren Kirchengeschichte Nehmende und Gebende. Das steigerte meinen Mut zur Sammelarbeit aus noch nicht genützten handschriftlichen Quellen, die später leider durch die Verständnislosigkeit der Erben Flury und des flatterhaften Pfarrers Valentin Jecklin zu einem guten Teil verloren gingen. Ein bedeutender Teil der Roselischen Bibliothek aber konnte dadurch gerettet werden, daß Dr. Andr. Flury auf meine Anregung hin seine Überführung in die Kantonsbibliothek gestattete unter der Bedingung, daß dort diese Bücherei eine gesonderte Aufstellung fand als Muster einer bündnerischen Pfarrbibliothek des XVIII. Jahrhunderts.

Aber ich komme zu einem zweiten für mich wichtigen Fund jener siebeneinhalb Schierser Jahre, da es mich als Anstaltsdirektor jeweilen in den Ferienwochen brannte nach historischen Spezialstudien in bezug auf Graubünden. Ich hatte u. a. die Aufgabe, meinen Seminaristen eine Einführung in die allgemeine Geschichte der Pädagogik zu geben in je zwei Wochenstunden der 3. und 4. Klasse des Seminars (nb. getrennt erteilt). Ich betrachtete es als eine meiner dankbarsten Obliegenheiten. Je mehr ich eigentlich jede pädagogische und didaktische Systematik mit einer gewissen Zurückhaltung betrachtete, auch die in jenen Jahren noch weithin dominierende der Herbart-Zillerschen Schule (bei aller Achtung), desto wichtiger war mir die Kenntnis der pädagogischen Versuche im Laufe der Jahrhunderte. Und ich setzte dann dazu I. Thess. 5, 21: «Prüfet alles, und das Beste behaltet.» Dabei wußte ich sehr wohl, daß man für den Schulbetrieb gewisse didaktische Hauptregeln zumal in der Volkschule nicht entbehren konnte.

Nun konnte es dann nicht anders sein, daß ich bei aller Hochachtung vor dem großen Amos Comenius den pädagogischen Errungenschaften des XVIII. Jahrhunderts ein Hauptinteresse entgegenbrachte. Als Bündner fesselte mich aber immer mehr der Name «Martin Planta» und die mit ihm zusammenhängenden Schulgründungen. Zunächst kannte ich nicht viel mehr als Pfarrer Christoffels Plantabüchlein mit dem etwas naiven Titel. Bald aber erfuhr ich dann, daß dieser historisch so wichtige Bündner Schulmann bereits in Seminardirektor Keller in Arivoni (später in Wettlingen) einen bedeutenden wissenschaftlichen Bearbeiter gefunden hatte. Je mehr ich dann mit dessen zwei Darstellungen bekannt wurde, desto wichtiger wurde mir eine neue und wenn möglich erschöpfende Bearbeitung Plantas nach allen heute noch zugänglichen Quellen, und Oberst von Sprecher-Maienfeld wurde mein erster Förderer auf Grund seines großen Familienarchivs.

Nun kam dann die Roselische Bibliothek mit einigen Briefen und Notizen, und ich wurde Jäger auf ähnliches, d. h. auf alles, was

an Manuskripten auf Planta und sein Werk hinwies, und ich merkte bald, daß ich darauf ausgehen mußte, ein quellenmäßiges Bild zu gewinnen von Planta und seiner Zeit. Plantas erster Biograph war 1808 im «Neuen Sammler» Dr. J. G. Amstein der Jüngere gewesen, der sich auf handschriftliche Quellen stützte. Das aber war der Neffe des Ulysses von Salis-Marschlins. Da wurde mir bekannt, daß in Zizers noch eine alte Witfrau, Frau Bezirksingenieur Schucan geb. Amstein, lebe, eine direkte Nachkommin des Älteren Dr. J. G. Amstein, der seinerzeit von Planta als Arzt und Lehrer der Naturwissenschaften ans Seminar nach Haldenstein berufen worden war und die Übersiedlung der Schule ins Schloß Marschlins miterlebt hatte. Und bald darauf verriet mir unser Musterschullehrer, Herr Jean Klaas, wohlbekannt in Zizers, wo er aufgewachsen war, daß er die halb erblindete Frau Ing. Schucan-Amstein sehr wohl kenne und wisse, daß sie in einer Kommode eine ganze Menge von Überresten der Amsteinschen Bibliothek nebst Manuskripten verwahre. Und er war es dann, der mir den Zutritt zu der alten, gesprächigen und recht gebildeten Dame verschaffte. Ich aber ließ es nicht bei einem einzigen Besuch bewenden.

Meine Entdeckerfreude wurde zwar etwas getrübt. Dr. Haffter, der bekannte Jenatsch-Biograph, war schon einige Jahrzehnte zuvor dagewesen, hatte die wertvollsten Manuskripte, besonders Briefe, davongetragen und der Kantonsbibliothek übergeben, selbstverständlich im Einverständnis mit der Familie. Da er aber nicht, wie ich, ganz speziell die Plantaschen Schulen in Haldenstein Marschlins im Auge hatte, waren doch recht viele Manuskripte zurückgeblieben als weniger wichtig – mir aber willkommen bis ins Kleinsten und Nebensächlichste, der ich darauf ausging, Einblick zu erhalten in die Zeit der Seminarien bis zum nicht eben rühmlichen Ende von 1775. So fand ich denn eine Reihe von schätzbaren Nebendokumenten zur Geschichte der beiden Seminarien, besonders aber auch solche zur Biographie der Familie Amstein und stieß bei diesem Anlaß auch auf einige Originalmanuskripte von Ge-

dichten des jungen (wenigstens «jüngeren») J. G. von Salis-Seewis, dessen Themenauswahl sichtlich beeinflußt war von Dr. J. G. Amstein, dem Älteren, den er als Dichter allerdings weit überbot. Damit glaubte ich, eine Entdeckung gemacht zu haben, die mich zu einer Sonderarbeit veranlaßte über «Ein Beitrag zur Biographie des Joh. Gaud. von Salis-Seewis». Sie erschien im Jahrgang 1925 des «Bündner Monatsblattes» und entstand in meinem letzten Schierser Sommer. Sie wurde übrigens beachtet und geriet dann sogar hinein in die Vorrede von Red. Korrodis Neuausgabe von G. von Salis-Seewis Gedichten von 1937.

Unversehens tastete ich mich so hinein in die Welt des gebildeten Graubündens während der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts und machte die mir neue Entdeckung, daß deren Zentrum weder in Chur noch im Engadin lag, sondern im geographischen Bereich von Marschlins und den heutigen Fünf Dörfern. J. A. von Sprecher hatte mir zwar in seiner «Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts in Graubünden» diesen Fund vorweggenommen, doch war ich nun daran, ihn zu vervollständigen auf Grund von handschriftlichen Quellen, die Sprecher noch nicht zur Verfügung standen.

Nun kam dann im Frühling 1926 unsere Übersiedlung nach Chur. Sie entlastete mich von der mehr und mehr aufreibenden Arbeit der Leitung des größten Schulinternates in Graubünden und machte mir die Hände frei für meine Privatstudien. Jetzt gab es jährlich sieben Wochen Sommerferien, eine Atempause, für die meine Pläne bereits gemacht waren. Ein Zweifaches schwebte mir vor – und unsere Mama war so klug und selbstlos, sich darüber zu freuen. Die beiden Pläne waren: 1. ein stets tiefer eindringendes Studium der *Geschichte des Pietismus in Graubünden*, 2. Graubündner Schulgeschichte mit dem Schwerpunkt von Martin Planta, dem ersten ganz bedeutenden Pädagogen, den Graubünden, schulgeschichtlich gesehen, hervorgebracht hat. Das eine wie das andere ließ sich nur aufhellen durch andauernde Sammelerarbeit in kleinen und kleinsten Dingen, und ich lebte im beglückenden

Gedanken, daß es mir auf ein Jahrzehnt hinaus an Privatarbeit neben meinem Schulamt nicht fehlen werde. Und der, welcher diese meine Nebenziele des Studiums kannte und begrüßte, war mein treuer Freund Prof. Paul Wernle, der sich als akademischer Lehrer an weit Größeres hingewagt hatte, und außerdem Leute, die den Wert meines Strebens schätzten und mir den Weg zu bündnerischen Quellen bahnen konnten, wie Dr. Andr. Flury, Oberst Theophil von Sprecher, Fräulein Meta von Salis-Marschlins, später auch Herr Arch. Guido von Salis-Seewis, der beste Kenner seines Familienarchivs in Malans, und schließlich dann auch der nicht so leicht zugängliche Baron Paul von Salis-Soglio, der Hüter, ja Besitzer des Salisschen Archives im Alten Gebäu in Chur. Nicht zu nennen alle diejenigen, mit denen ich im Laufe der Jahre durch Anfragen in Verbindung kam, sowie auch der Archivbestand der Churer Kantonsbibliothek, der mir durch Prof. Pieth in liberalster Weise zur Verfügung gestellt wurde, nachdem er glücklicherweise durch Entgegenkommen der Familie von Tscharner, soweit er diese betraf, aus dem Raum im Hause zu St. Margrethen in die Kantonsbibliothek übergegangen war. Ich saß also in Chur für meine Privatstudien am richtigen Ort. Dies auch besonders, als nach Meta von Salis Hinschied das Marschlinser Archiv mit dem allgemeinen Salisschen Archiv vereinigt worden war (heute im Grünen Turm in Malans).

So begann ich schon im Sommer 1926, d. h. in meinen ersten Churer Schulferien, mit diesem Doppelstudium «Pietismus und Martin Planta», Themen, die sich keineswegs deckten, aber doch mannigfach Bezug haben. Sehr häufig waren es die gleichen Personen, um die es ging, und es mußte mir auch daran gelegen sein, eine möglichst große Personenkenntnis des XVIII. Jahrhunderts für Graubünden zu gewinnen für kirchliche, politische und allgemein kulturelle Dinge, was mir auch denn allmählich ziemlich weitgehend gelang. Schritt für Schritt fand ich dann auch den Weg in die bündnerische Familiengeschichte, besonders dieses Jahrhunderts, nicht zuletzt in diejenige

der reformierten Adelshäuser. Dabei diente mir nicht zuletzt die Absicht, eine möglichst weitgehende Matrikel sämtlicher Schüler der Seminarien von Haldenstein und Marschlins zustande zu bringen. Dabei diente mir das Zutrauen, das mir von den verschiedensten Archiven unseres Kantons entgegengebracht wurde, und mein nunmehriger Wohnsitz in Chur ersparte mir größere Reisekosten. Aber es war Kleinarbeit, die nur langsam fortschreiten konnte, aber nichts drängte mich, auch nicht die Sucht, möglichst bald eine größere Publikation zustande zu bringen. Für meine Pietismusstudien wurde es wichtig, daß ich schon im Sommer 1926 auf Wernles Anregung Hieronymus Annonis Reise in Graubünden vom September 1731 publizieren und kommentieren konnte (erschienen im «Bündner Monatsblatt» 1927). Die beiden folgenden Sommer galten fast ausschließlich meinen Studien für Planta und seine Schulanstalt, und ich steckte schon recht tief drin, als eine radikale Unterbrechung eintrat, die mich zwei Sommer und den dazwischen liegenden Winter gänzlich in Anspruch nahm.

Im Herbst 1927 war nach kurzer Krankheit *Oberst Theophil von Sprecher*, der Generalstabschef des ersten Weltkrieges, gestorben. Es war in Graubünden ziemlich bekannt, daß ich seit seiner Rückkehr nach Maienfeld (1919) als Schierser Direktor und darüber hinaus freundschaftliche Beziehungen zu ihm pflegen durfte, die noch vertieft wurden durch gemeinsame Interessen an der Erforschung unserer Heimatgeschichte und ganz besonders des Bündner Pietismus. Sein Hinschied bewegte mich sehr, und es war mir keine angenehme Überraschung, als am Abend des Bekanntwerdens des Todes dieses großen Bündners mir der «Rätier»-Redaktor, Dr. Mohr, telefonierte: «Kommen Sie mir zu Hilfe. Ich muß, wenn irgendwie möglich, schon für morgen einen Nachruf oder wenigstens eine Würdigung des Mannes haben. Das verlangt das Ansehen meines Blattes.» Wie gerne hätte ich eine Absage erteilt. Aber Mohr ließ nicht locker und hatte vielleicht recht. So habe ich mich denn ergeben und die nötige Nacharbeit auf

mich genommen, so gut es ging. Die Ehre des «Rätiens» war gerettet. Ob in der richtigen Weise, das wagte ich morgens um 4 Uhr allerdings weniger zu fragen. So aber hatte ich wenigstens meinen guten Willen bewiesen und tröstete mich mit dem Journalistenprinzip, daß auch ungenügende Zeitungsartikel bald vergessen sind. Der meinige in seiner Wärme und Verehrung schien bei Frau Oberst von Sprecher Eindruck gemacht zu haben. Im Laufe des Sommers 1938 erschien sie eines Tages bei mir mit der Bitte, eine Biographie ihres Mannes zu schreiben, aber nicht mit ängstlichem Zögern, sondern recht bald, so lange sein Andenken im Volk und in der Armee noch frisch sei und auch sie selbst, Frau Oberst, die Schrift noch erleben könnte. Ich überlegte und kam zum Schluß, den Auftrag zu übernehmen, wenn die Familie, d. h. Frau Oberst und ihr Sohn, Dr. Andreas von Sprecher, mir ihre Mitarbeit zusagten. Dieses Versprechen wurde mir gegeben und, was mehr bedeutet, in der Folgezeit auch in der nobelsten Weise gehalten. Die Klippen und Fährnisse meiner Aufgabe kannte ich sehr wohl. Da war einmal das parteipolitische Bekenntnis Sprechers, dann sein Verhältnis zu den Katholiken und ihrem «Tagblatt», im weitern die Generalswahl und schließlich der Oberstenprozeß, aber auch die Stellung zum Völkerbund. Nur ein wirkliches Vertrauensverhältnis zur Familie von Sprecher konnte eine Biographie ermöglichen, die zugleich auch den Charakter einer Volksschrift haben sollte.

So begann ich denn die Arbeit. Viel Material wurde mir nach Chur geschickt. Anderes legte man mir in Maienfeld jeweilen parat, wo ich in Oberst von Sprechers spartanischem Arbeitszimmer mich einrichten durfte, während ich des Abends jeweilen nach Chur zurückkehrte (selbstverständlich nur in meiner Ferienzeit). Das Netz des Ganzen wurde mir ziemlich bald deutlich. Nur langsam ging es an die Ausarbeitung, die ich jeweilen Frau Oberst und ihrem Sohn vorlegte, nicht zur Genehmigung, sondern allfälliger sachlicher Unrichtigkeit wegen. Und wie dann Dinge zur Sprache kamen, wie die Generalswahl im

August 1914, der Oberstenprozeß u. a., steigerte sich öfters meine Bewunderung für Takt und Zurückhaltung meiner adligen Gewährsleute. Die eigentlich heikeln Sachen wurden umgangen, und dies und das wurde erst nachher durch Oberst Vondermühl der Öffentlichkeit bekannt gemacht. Auch konnte ich aus dem späteren Briefwechsel des Generals mit seinem Generalstabschef erkennen, wie die beiden so verschiedenen großen Eidgenossen sich gegenseitig achteten. — Nie werde ich die Abende vergessen, da ich mit den Vertretern der Familie, d. h. Frau Oberst und ihren nächsten Angehörigen, zusammensaß bis zu meinem letzten Zug. Nie verlor man sich in die Niederungen der kleinlichen Eifersüchteleien oder gar des Klatsches. Und vor allem waren es der Charakter und die Noblesse des Sohnes Dr. Andreas von Sprecher, die mir unvergeßlich wurden und mich in heiligen Zorn ausbrechen ließen, wie eineinhalb Jahrzehnte später die beschämende Hetze gegen die «200» anging und Betrübnis in diese wahrhaft «vornehme» Familie brachte.

So reifte im Winter 1928/29 und der Folgezeit meine Arbeit ihrer Vollendung entgegen, und bereits hatte Buchhändler F. Schuler-Endeler als Verleger seine Dispositionen genau getroffen, so daß zu Beginn meiner Sommerferien 1930 die Druckerei Sprecher & Eggerling mit dem Druck einsetzen konnte. Jetzt kamen die Druckbogen Schlag auf Schlag, und ich, dieser Dinge ungewohnt, mußte die Erfahrung machen, daß mein ohnehin durch die Doppelarbeit der Schule und der Schriftstellerei ermüdetes Nervensystem an den Rand des Zusammenbruches kam. Es hielt eben noch stand bis zum letzten Druckbogen. Dann aber begann der Schlaf mich zu meiden, und je weniger ich zur eigentlichen Nachtruhe kam, desto geringer wurde mein Vertrauen in die Qualität meiner geleisteten Arbeit. Ich will den Zustand nicht beschreiben. Für den Nervenarzt wäre er nicht neu gewesen. Und im Augenblick, da das Buch gedruckt und gebunden vorlag, «haßte» ich es, und der Versand meiner zwei Dutzend Freixemplare an Freunde und Bekannte wurde mir zur Pein.

In dieser Zeit ist mir Dr. Andreas von Sprecher zum Tröster geworden mit seiner Beteuerung, daß die Arbeit gut sei. Er war es auch, der herbeifuhr, um mich und auch die geängstigte Mama zu beruhigen. Ihr hatte ich damals wohl die schwersten Tage und Stunden unseres Ehestandes bereitet, und die Sache wurde für sie kaum leichter, wie ich sie bestimmt bat, mich im Notfall lieber nach St. Pirmsberg zu verbringen als in das nahe liegende Waldhaus. Wie dann aber die ersten Zeitungsbesprechungen erschienen, meist recht anerkennende, hob sich mein Mut, mehr aber noch, wie mir Herr Schuler nach vier Wochen berichtete, die erste Auflage gehe zu Ende und er wage getrost eine zweite von 3000 Exemplaren. Ich atmete auf und dankte Gott; denn nun hatte ich Gelegenheit – die sehr ersehnte – eine Reihe von sachlichen Fehlern zu korrigieren, und ich erbat mir für diese Arbeit vom Rektorat drei schulfreie Tage, die es mir freudig zubilligte, zugleich mit einem ehrlichen Lob für das zu Ehren des Obersten von Sprecher und schließlich auch unserer Kantonsschule Geleistete. Und so kam es dann rasch nach der ersten zur zweiten, etwas verbesserten Auflage, die heute annähernd ausverkauft sein soll. Beide Auflagen zusammen betrugen an 6000 Exemplare, jedenfalls nicht weniger. Und wie ich dann vor vier Jahren bei Anlaß des 100. Geburtstages Th. von Sprechers mein Buch nochmals von A bis Z durchlas, war ich selbst voll befriedigt von Inhalt wie Gestaltung und durfte es eben noch Mama sagen, die um dieser meiner damaligen Arbeit willen so schwere Tage erlebt hatte und mir mit ihrem so mutigen, frommen, unkomplizierten Wesen eine eigentliche Stütze gewesen war.

Das war das Abenteuer meines Sprecher-Buches, das ich übrigens Frau Oberst gegenüber nie anders nannte als «unser Buch». Mein Verhältnis zur Familie von Sprecher blieb bis zuletzt, d. h. bis zum Hinschied von Frau Oberst und ihrem Sohn, sehr herzlich und vertrauensvoll. Das Erlebnis, das mich fast zur Verzweiflung brachte, wurde mir zum Segen. Gewiß steht vieles nicht in dem Buch, was der

kühle Historiker sucht und suchen muß. Das wird aber durch anderes ersetzt, und kaum etwas konnte mich mehr freuen als das Urteil von Nationalrat Ed. Walser, der ja nicht ein politischer Parteigenosse Sprechers war. Er nannte es in einer öffentlichen Rede ein «protestantisches Andachtsbuch».

Zur Zeit meiner schlimmsten Depression sagte mir der mir schon damals befreundete Dr. Erwin Poeschel: «Ich weiß Ihnen ein Remedium. Packen Sie recht bald eine andere Arbeit an!» Und ich tat's; im Sommer 1931 vertiefte ich mich in die hinterlassenen, bis dahin nicht ausgeschöpften Papiere, Briefe, Manuskripte usw. des *Johann Andreas von Sprecher*, des Historikers und nicht leicht erreichten Erzählers. Sein Sohn, Bezirksgerichtspräsident Dr. Paul von Sprecher, zeigte sich sehr erfreut von meinem Plan, seinem Vater auf die 50. Wiederkehr seines Todestages (er war 1882 gestorben) einen Kranz zu winden, der auf sorgfältigem Quellenstudium beruhte. Mir war er der bevorzugte Heimatdichter von meinen Gymnasiasten. Durch meine andauernde Beschäftigung mit der Familie von Sprecher war er mir aber auch mehr und mehr als politische Persönlichkeit interessant geworden. So lagen nun seine Relicta ein volles Jahr lang und darüber hinaus auf einem Tisch in der Ecke meines Studierzimmers. Das Ergebnis war mein Vortrag in der HAG über «*Die Wanderjahre des J. A. von Sprecher*» im Spätherbst 1932 und die Publikation «Aus Heimat und Fremde» (allerdings von mir selbst zusammengestellt und ausführlich eingeleitet). Papa Bischofberger hatte den Mut dazu als Drucker und Verleger, und in diesem Bändchen erschien auch zum erstenmal das trotz gewisser zeichnerischer Mängel faszinierende Bild Sprechers aus der Zeit bald nach seiner Flucht als «Rebell» aus der Donaumonarchie nach Estland. Dr. Paul von Sprecher ließ sich von mir überreden, es publizieren zu lassen. – Das war 1932. Die Gedächtnisfeier für J. A. von Sprecher hatte dann die Folge, daß eine Reihe von Jahren später B. Graß eine Doktordissertation über ihn und sein Schrifttum publizierte und schließlich

1951 die Neuherausgabe seiner «Kulturgeschichte der III Bünde» erschien.

Während ich bereits 1931 mich an Sprechers Nachlaß machte, wurde ich aufgefordert, an einer Ehrengabe für den damals schon schwer körperlich erkrankten lieben Freund Prof. *Paul Wernle* mitzuarbeiten. Das brachte mich etwas in Verlegenheit. Doch tat ich vielleicht keinen Mißgriff, indem ich auf meine etwas älteren Studien über den großen Bündner Pietistenpfarrer und zuletzt noch einige Jahre Churer Antistes Daniel Willi zurückgriff. Ich hatte bald nach meiner Übersiedlung nach Chur über diesen «Bündner Mystiker», wie ich ihn damals nannte, einen Vortrag in der HAG gehalten, nachdem ich mich nun auch noch in die Protokolle des Churer Stadtrates vertieft hatte unter Dr. M. Valèrs Anleitung. So entstand nun mein Beitrag zu der Festschrift für P. Wernle: «Aus fünf Jahrhunderten schweizerischer Kirchengeschichte», erschienen 1932 bei Helbing & Lichtenhahn in Basel. Er trägt den Titel: «*Pfarrer Daniel Willi und die Anfänge des Pietismus in Graubünden*». Ich machte keinen Hehl daraus, daß es Wernle war, der uns Bündnern diesen großen Pietisten recht eigentlich neu entdeckt hatte (Der Protestantismus im XVIII. Jahrhundert, Bd. I), fand aber so Gelegenheit, eine ganze Reihe von brieflichen und anderen Quellen zu publizieren, die zum Teil heute schon hominum posturbatione nicht mehr zugänglich sind. Die Arbeit war ein Novum für die Darstellung des Pietismus in Graubünden und ist recht viel beachtet worden. Zwar fühlte ich, daß der Termin von Wernles Ehrenbuch mir in mehreren Dingen die wünschbare Nachprüfung versagte. Ich hatte mir doch «neben» meinem Schulamt etwas zu viel zugemutet. Mögen mir diejenigen, welche mir in künftigen Zeiten diesen oder jenen Irrtum nachweisen, gnädig sein; denn der sehr berechtigte Zweck meiner Arbeit war erreicht.

Die folgenden Jahre dienten meine Ferien hauptsächlich dem Sammeln. In den Churer Archiven saß ich tagelang und war glücklich, wenn ich des Abends mit einer ziemlichen Beute heimkehren konnte. Etwas von meinem

Glück strömte dann jeweilen auch auf Mama über. Suchte sie auch nie, sich tiefer in meine wissenschaftlichen Absichten einzumischen, sondern hielt sich klug abseits, so nahm sie doch teil, und am Sonntag habe ich mich ihr nur dann entzogen, wenn ich einem pfarramtlichen Provisionsdienst nachgehen mußte, was ja, wie Mama wohl wußte, auch wieder unserem Haushalt diente. Der gemeinsame Sonntagnachmittags-Spaziergang, wenn schon nur in der nahen Umgebung von Chur, gehörte zu den eigentlichen Wonnen unseres Churer Lebens.

Unsere allgemeine Finanzlage hatte sich etwas gebessert trotz dem recht kostspieligen Churer Leben. Mit den beiden Auflagen meines Sprecher-Buches, wozu noch eine Sondergabe von 1000 Franken aus dem Sprecherschen Familienfonds gekommen war, hatte ich so viel verdient, daß ich Mamas eigenes kleines, von Hause mitgebrachtes Vermögen bei Heller und Pfennig restituieren konnte, für mich ein eigentlicher Festtag. Auch konnten wir es uns nun leisten, im Sommer gemeinsam jeweilen für zwei bis drei Wochen in ein Hotel zu gehen, so daß Mama zu einem völligen Ausruhen kam. So waren wir 1932 zu sehr befriedigender, für mich auch lehrreicher Erholung in der Pension Mistral Bundi in Curaglia, ein andermal in Sufers, wo wir's bis zu einem Abstecher ins Misox brachten. 1935 aber begannen unsere Aufenthalte im Oberhalbstein, die uns mit den Jahren zum eigentlichen großen gemeinsamen Erlebnis wurden, auf das man sich das ganze Jahr hindurch freuen konnte.

Kleinere Arbeiten historischer und besonders biographischer Art beschäftigten mich fast beständig, und manches fand den Weg in die Druckerei von Zeitungen und anderen Periodika. Schon in meinen Malanser Jahren hat Buchdrucker Bischofberger sein «Haushaltungs- und Familienbuch» begonnen, und selten wird ein Jahrgang erschienen sein, zumal nach 1926, ohne einen Beitrag von meiner Feder. Dabei wurden auch etwa meine M.-Planta-Studien herbeigezogen, die nie ganz unterbrochen wurden. Und schließlich wurde ich auch

bald herbeigezogen für Vorarbeiten der Bündner Kunstdenkmäler, deren systematische Behandlung in der Luft lag und mich mehr und mehr in engere Beziehung brachte zu Erwin Poeschel.

Ich hatte nun im Laufe der Jahre so manches Geschichtliche und Schulgeschichtliche, übrigens auch einiges Theologische publiziert oder wenigstens in Vorträgen vertreten, daß 1937 die Zürcher Universität mich auf dem Wege über die Theologische Fakultät zum *Doctor theolog. honoris causa* ernannte. Das war beim Anlaß des 400-Jahr-Jubiläums der für den geordneten Fortbestand der Evangelisch-Rätischen Landeskirche so wichtigen Bündner Synode. Man hatte die Tagung nach Chur verlegt und gewiß nicht ohne Recht. Doch fand dieselbe bei der Churer Bevölkerung m. E. nicht die erwartete Resonanz, d. h. wurde nach meinem Ermessen ziemlich kühl aufgenommen. Auf gewisse Gründe will ich nicht eingehen.

Die Promotion in der Kirche St. Regula, wo die Synode eröffnet wurde, nahm übrigens einen für mich und die Meinen fast dramatischen Verlauf. Ich hatte mich am Nachmittag nichts ahnend mit Mama zur Kirche begeben, mich unter die neuangekommenen Synodenältesten in eine der vordersten Bänke gesetzt, während Mama etwas weiter hinten sich unter die Frauen setzte. Es kam nun Eröffnungsgesang des Churer Kirchenchores und die Eröffnungsrede des Dekans, kräftig und ansprechend wie immer, darauf die Mitteilung der Traktandenliste. Und nun kam mein Improtu. Neben dem Dekan hatte im Chor Prof. Dr. G. Schrenk, der damalige Dekan der Zürcher Theologischen Fakultät, Platz genommen. Er erhob sich nun, sprach über das einst so enge Verhältnis des reformierten Zürich und eines beträchtlichen Teils von Graubünden während des ganzen 16. Jahrhunderts, zum mindesten bis zu Bullingers Hinschied, ließ demgemäß die Segenswünsche der Zürcher Theologischen Fakultät mit bewegten Worten laut werden. Dann griff er zu einer schwarzen Bulla und entrollte ein Diplom. Die meisten anwesenden

Synodenältesten werden gewittert haben, um was es sich handle. So auch ich. Wer würde nun aber der Auserkorene sein? Ich hatte aber kaum Zeit, meine Vermutungen anzustellen, so tönte in der übrigens deutschen, nicht lateinischen Laudatio etwas von «Theologe und Schulmann», und dem folgte mein Name, der des nicht eben gewöhnlichen Vornamens wegen nicht überhört werden konnte, und Herr Prof. Schrenk, der mich erkannt hatte, überreichte mir das Doktordiplom. Da mir das Ganze völlig überraschend kam und nicht mit der leisesten Bemerkung vorher angedeutet war, stand ich sehr bewegt da, aber ohne jede berechnete Haltung und Geste. Wenn ich an jemand Bestimmten dachte, so werden es wohl meine Freunde Abbath Barth und Paul Wernle gewesen sein. Und unterdessen saß einige Bänke weiter hinten unsere Mama, und wie sie in diesem Zusammenhang meinen Namen hörte, erkannte sie die Lage, und Tränen rannen ihr über die Wangen. Da habe, so erzählte sie mir hernach, ihre Nebensitzerin sie angeredet, ob sie etwa Frau Professor Hartmann sei, was sie nicht wohl verneinen konnte. O die gute! Sie wußte, wie sonst niemand, wie manche nächtliche Stunde ihr Mann seit Jahren zum Tage gemacht hatte. Sie konnte nicht beurteilen, ob ich die Auszeichnung «verdient» habe, wußte aber, daß sie mir nicht als reines Geschenk in den Schoß gefallen war.

Recht rührend und, wie ich glaube, redlich war die Mitfreude einer Großzahl meiner Berufskollegen an der Kantonsschule unter Führung von Rektor Paul Bühler. Am anderen Morgen stand ein riesenhafter Rosenstrauß auf meinem Pult in einer gläsernen Vase von ähnlichen Dimensionen. Beides war mir zugeeignet, und Mama sorgte dafür, daß die Vase erhalten blieb wie das Glück von Edenhall. Sie trat noch im vergangenen Herbst in Funktion. – Das war für mich und die Meinen das große Ereignis jener Jubiläumssynode von 1937. Und in recht lieblicher Erinnerung ist mir u. a. die ungeheuchelte Mitfreude des Dekans Peter Hemmi.